Herbst.

Von Fr. Detjens.

Regenschauer—Himmelsthränen—
Durch das All zieht tiefe Klage,
Um entschwund'ne, schöne Tage
Weint das Herz, in heißem Sehnen.

Trauer wandelt in den Hallen,
Auf den Höhen, in der Tiefe,
Und des Sommers Abschiedsbriefe—
Welke Blätter—seufzend fallen.

Wo sind seine frohen Gaben?
Lieder, die so muthig klangen,
Süßer Duft, der Rosen Prangen—
Ach! Dahin—verweht—begraben!

Oh, Vergänglichkeit auf Erden!
Käm' dein Trost nicht mit den Zähren:
„Muth, es wird nicht lange währen—
Frühling muß es wieder werden!"

Moderne Vehmrichter.

Theaterhumoreske von Karl Pauli.

Eines Morgens heulte Luise fürchterlich; sie stand auf der Treppe und schluchzte, daß es einen nicht gar zu harten Stein leicht erweichen konnte.

„Um Gottes willen, Luise!" sagte ich, „was gibt's denn? Hat Frau Demuth Sie ausgescholten?"

Frau Demuth war meine Wirthin, und Luise war das Dienstmädchen, ein nettes, dralles Mädel von zwanzig Lenzen.

„Huhuhu!" schluchzte Luise, was ich eben so gut für „ja" wie für „nein" halten konnte. Aber ich zog vor, „nein" verstanden zu haben, und fragte deshalb weiter:

„Haben Sie etwas zerschlagen?"

„Huhuhuhu!"

„Oder ist die Milch übergelaufen?"

„Huhuhuhu!"

„Sind Sie etwa gekündigt?"

„Huhuhuhu!"

„Na, was ist denn? Wollen Sie mir es nicht sagen?"

„Huhuhuhu!"

„Ja, wenn Sie mir es nicht sagen wollen," bemerkte ich, mich zum Gehen wendend, „dann kann ich Ihnen auch nicht helfen!"

Das wirkte. Luise hörte einen Augenblick auf, zu schluchzen, warf mir einen thränenumflorten Blick zu und sagte: „Wm!"

Diesen gänzlich unverständlichen Ausdruck verstand ich sofort. Er sollte Wilhelm heißen.

„Was ist denn mit dem Wilhelm?" forschte ich.

„Er will nicht mehr!" schluchzte Luise.

„O!" sagte ich bedauernd, „das ist aber sehr Unrecht von dem Wilhelm! Warum will denn der nicht mehr?"

„Weil sie mehr hat!" lautete die Antwort.

Da hatte ich es, das alte, ewige Lied! „Am Golde hängt, nach Golde drängt!"

Wilhelm war Hausknecht im blauen Hirsch. Er und Luise gingen schon beinahe drei Jahre zusammen, er war ihre Jugendliebe, ihr Ideal, und nun ließ er sie sitzen, weil die Andere „mehr hatte." Das war nicht allein sehr schlecht von Wilhelm, sondern auch eine Dummheit, denn Luise war nicht nur ein hübsches, sondern auch ein sehr fleißiges und solides Mädchen, die auch ein paar Groschen Geld hatte, und die, wie schon gesagt, Wilhelm mit Leidenschaft liebte; und wenn man auch zugeben muß, daß Liebe nichts als Egoismus ist, so ist dieser Egoismus doch immer edleren Motiven entsprungen als der Geiz, der, wie in der Bibel zu lesen, die Wurzel alles Uebels ist!

„Ja, Luise," sagte ich, „da ist nicht viel zu machen. Sie müssen eben versuchen, ihn auf's Neue an Ihre Seite zu ziehen, versuchen Sie es 'mal mit dem Angstmachen, sagen Sie ihm, Sie gingen in's Wasser!"

„Ach, der gemeine Kerl, daraus würde er sich gerade etwas machen!" sagte Luise mit verächtlich emporgeworfener Oberlippe, brach aber gleich darauf über den Verlust des gemeinen Kerls von Neuem in Thränen aus.

„Drohen Sie ihm mit der Polizei!" rieth ich.

„Da lacht er mich aus!"

„Mit dem Pastor!"

„Ach, der glaubt ja an nichts, der ist ja so schlecht!" Neue Thränen, ich wußte nicht recht, flossen sie, weil er so schlecht, oder weil der Verlust so schwer zu ertragen war.

„Ja," sagte ich, „was ist da zu machen, vor was hat er denn Angst?"

„Der?" erwiderte Luise halb bewundernd, halb verächtlich. „Angst! Vor gar nichts! Höchstens vor der Vehme!" fügte sie hinzu.

„Vor der Vehme?" fragte ich verwundert.

„Ja," antwortete Luise, „davon liest er immer, und erzählt hat er mir auch schon, aber ich versteh' nicht viel von der Sache, ich weiß nur, daß er immer sagt, lieber wollte er mit dem Gottseibeiuns zu thun haben als mit der Vehme."

„Luise! Luise!" ertönte plötzlich eine sonore Stimme von oben, es war Frau Demuth, die als hohe Vierzigerin eine sehr tiefe Stimme hatte.

Luise sprang davon, und ich ging langsam und nachdenklich die Treppe hinunter. Dieses eben mitgetheilte Gespräch ging an einem warmen Novembertage früh um dreiviertel zehn Uhr in Dortmund, der Hauptvehmestadt, vor sich, in dem Eckhause zwei Straßen südwestlicher Richtung vom Markt. Jetzt ist das Haus nicht mehr vorhanden, das heißt es ist schon noch vorhanden, denn man hat es wieder aufgebaut, nachdem man es niedergerissen hatte, aber ein Eckhaus ist es eigentlich nicht mehr, denn es ist rund, und es ein Haus zu nennen, ermangelt im gewissen Sinne der Berechtigung, denn es ist ein Gasometer. Doch sind alle diese Momente auf den weiteren Verlauf meiner Erzählung gänzlich ohne Einfluß.

„Vor der Vehme hat er Angst," sagte ich, weiterschreitend, vor mich hin und lächelte. Mit vollem Recht lächelte ich, denn es ist zum Lächeln, wenn Jemand im neunzehnten Jahrhundert Angst vor der Vehme hat; da könnte man heute ebenso berechtigt befürchten, in der Wüste Sahara von Haifischen angefallen zu werden. Da blitzt auf einmal ein Gedanke durch die Nacht meiner Rathlosigkeit, ein herrlicher Gedanke, der, kaum geboren, schon erwachsen war. An der nächsten Ecke, dort, wo die Bäckerei ist, wo immer der Hund vor der Thür sitzt, da stand es fest in mir: Luisen ist geholfen! Aber halt, allein konnte ich das nicht machen, ich mußte Hilfe haben, und an wem—den Kollegen, doch sehr einfach, die waren sicher mit Vergnügen bereit.

Ich war damals am Stadttheater in Dortmund engagirt und eben im Begriff, auf die Probe zu gehen, als ich Luise in ihrem Herzeleid traf. Ich konnte darauf rechnen, mit den Kollegen zum Frühschoppen zusammenzutreffen, denn es war nur eine Szenenprobe für einen neuen kleinen Walther Tell; der alte war entlassen worden, weil er in einem unbewachten Moment den Apfel aufgegessen hatte, den ihm der Vater vom Kopf schießen sollte. Ich hatte eigentlich auf der Probe nichts zu thun, der Regisseur hatte mich aber gebeten, hinzukommen, er hatte keine Stange, und da sollte ich die Stange vertreten.

Nun gut, ich vertrat die Stange, natürlich nur auf der Probe, Abends war dann eine wirkliche Stange da, denn das hätte ich trotz meiner Länge doch nicht gekonnt, und nach der Probe versammelten wir uns alle in Poseidons Fichtenhain.

Eine Fichte nannten wir nämlich, was man im gewöhnlichen Leben einen Affen nennt, und da wir mitunter alle eine Fichte hatten, nannten wir erst das Lokal Fichtenhain und dann nach den Kranichen des Ibikus den Wirth Poseidon, woraus dann Poseidons Fichtenhain entstand.

Dort erzählte ich die Geschichte von Luise und Wilhelm und der Vehme.

Zuerst stieß ich, wie jeder Verkünder einer großen Idee, auf allgemeines Unverständniß. Erst als ich mich des Längeren ausließ, brach der Jubel los.

„Bravo!" schrie der Heldenvater Krieger. „Ich mache den Freigrafen!"

„Ich den Henker mit der Weidenschlinge!" rief der Charakterspieler Palzow. „Ach, Kinder, laßt mich den Kerl in Wirklichkeit nur fünf Minuten hängen!"

„St!" rief ich in den Lärm. „Ruhe! Erst den Platz finden! Wir halten ein ordentliches Vehmgericht. Aber wo?"

„Unter der Vehmlinde!" rief Einer.

„Das ist zu gefährlich!"

„In Poseidons Fichtenhain!" schlug ein Anderer vor. Das fand auch keinen rechten Beifall.

„Im Theater!" rief plötzlich Krieger. „Wozu haben wir denn die Dekoration zu Kätchen von Heilbronn?"

Allgemeiner Beifall.

„Aber der Direktor?" sagte schüchtern der Geckenspieler Neu.

„Ach was, der erfährt nichts! Der Wächter bekommt eine Mark, und der Theatermeister wird mit in's Komplott gezogen. Zuerst die Ladung schreiben, morgen Abend geht die Sache vor sich.

Ein Stück Pergamentpapier wurde geholt, um die Ladung darauf zu schreiben; da stellte sich die erste Schwierigkeit dar, Keiner wußte, wie Wilhelm mit dem Familiennamen hieß.

„Ach was!" rief Palzow. „Schreibe ohne Familiennamen!"

Und ich schrieb:

„Wisse, Wilhelm, Hausknecht im blauen Hirsch, daß Du bist vervehmt und geladen vor den Freistuhl des heimlichen Gerichts. Du wirst erscheinen Mittwochs, des anderen Tages von heute, zwölf Uhr Nachts auf dem J.-Platz und folgen den Schöffen, die Dich dort erwarten. Solltest Du nicht erscheinen oder brechen die Heimlichkeit dieser Ladung, so bist Du gemacht ehrlos, rechtlos, siegellos! Dein Leib gegeben den Vögeln des Himmels und Dein Andenken unserem Fluche! Gras, Grein, Stock, Stein. Freigraf und Schöffen des heimlichen Gerichts. Gegeben Montag nach Allerheiligen."

So weit war, mit Zuhilfenahme aller Erinnerungen aus einst gelesenen Romanen und Büchern, der Ladebrief zusammengestellt. Er war ja auch so weit ganz gut, und für Wilhelm reichte er jedenfalls aus, denn wenn man von ihm verlangt hätte, das Pulver zu erfinden, würde die Welt wohl ewig dieser kulturfördernden Masse entbehrt haben; für ihn genügte das Schreiben, dessen Beförderung ich persönlich übernahm. Eben schwierig auszuführen war diese Bestellung nicht, ich ging einfach in den blauen Hirsch, schickte Wilhelm weg und nagelte während der Zeit das Schreiben an die Thür seines Verschlages, er hatte unter der Treppe ein Behältniß, worin die von ihm gebrauchten Utensilien standen. Natürlich vergaß ich nicht, drei Späne aus der Thür zu schneiden und die Ladung mit einem Dolch anzuheften. Der Dolch war ein Requisit und ist leider bei der Affäre verloren gegangen.

Nach beendigtem Werk versteckte ich mich, um die Wirkung zu beobachten, welche die heimliche Ladung hervorklage an Wilhelm, den Hausknecht im blauen Hirsch, und beschuldige ihn des Meineids, des Diebstahls, des Verraths, der Untreue, des Wortbruchs, des Betruges und des Raubmordes!"

Rum wan bautz!—Ein fürchterlicher Donnerschlag erschütterte die Luft gleichsam als Bekräftigung meiner Worte. Die Wirkung war gut, ich ließ den Donner verhallen und fuhr fort.

„Denn er hat einer ehr- und tugendsamen Jungfrau hiesiger Stadt, genannt Luise Knospe, bedienstet bei Frau Demuth, Liebe geschworen und hat diesen Schwur gebrochen! Er hat ihr ihr Herz gestohlen und hat es ihr nicht wiedergegeben! Er hat ihr Vertrauen eingeflößt und hat dieses Vertrauen verrathen! Er hat ihr Treue geschworen und hat diese Treue gebrochen! Er hat ihr sein Wort gegeben und hat dieses Wort nicht gehalten! Er hat ihr ihre Seele geraubt, und seine Schlechtigkeit mordet jetzt diese Seele!"

Wieder erschallte ein furchtbarer Donnerschlag, und zugleich fiel dicht neben Wilhelm ein Vorhang zur Erde. Eine zweite, etwas hellere Grotte wurde sichtbar, darin stand neben einem Block, auf ein großes Beil gestützt, Palzow, der Charakterspieler, im Kostüm des Henkers aus Hinko, und grinste teuflisch; die Grotte selbst war dekorirt mit Gegenständen, wie sie die Scharfrichter vergangener Zeiten brauchten.

Wilhelm sank beinahe in die Knie.

„Bekennst Du Dich der Dir zur Last gelegten Sünden schuldig?" fragte Wellach.

Wilhelm grunzte etwas, was wohl „Nein" heißen sollte.

„Wie!" donnerte ich ihn an, „leugnest Du, die Knospe sitzen gelassen zu haben, um eine Reichere zu heirathen?"

Kaum hatte ich ausgesprochen, da ging oben auf dem Schürboden ein Gepolter los, und plötzlich sah man im Hintergrund das wilde Heer mit Rufen vorüberziehen. Ich war sehr ärgerlich auf den Theatermeister, der uns mit seinen Späßen den ganzen Spaß verderben konnte, denn es war schon ein starkes Stück von uns, der Dummheit Wilhelms zuzumuthen, unsere Komödie für Ernst zu nehmen; diese Mätzchen mußten ihn endlich zur Einsicht bringen, daß Alles Ulk sei. Ich ließ daher dem Theatermeister strengstens das fernere Auftreten von wilden Schweinen und Heeren untersagen. Er hätte es doch nur gut gemeint, lautete die Antwort; nachmalen aber hat er gestanden, daß er die Gelegenheit benutzt, um die Dekoration der Wolfsschluchtszene im Freischütz zu probiren.

Wilhelm war nach meinen Worten noch einen Schein fahler geworden, seine Augen rollten unstät in ihren Höhlen, sein Kinn zitterte. Er neigte sein Haupt und antwortete nicht.

„Wilhelm!" sagte der Freigraf ernst ermahnend, „ehe Du hierher kamst, war Deine Schuld festgestellt und erwiesen. Gestehe, Du machst durch Leugnen Deine Sache nur schlimmer. Hast Du die Knospe einer Reicheren wegen sitzen lassen?"

„Ja," flüsterte Wilhelm.

„Liebst Du die Reiche?"

Wilhelm schüttelte den Kopf.

„Liebst Du die Luise Knospe noch?"

Wilhelm wurde blutroth, aber er sagte leise: „Ja."

„Habt Ihr das Geständniß gehört, Ihr Richter des hohen, heimlichen Gerichts?" wandte sich der Freigraf an die Schöffen.

„Ja," erwiderten diese.

„Henker!" rief der Freigraf mit lauter Stimme.

Wilhelm stieß einen Schreckensschrei aus. Der Freigraf fuhr fort:

„Henker, gehe nach Hause, Du hast heute hier nichts zu thun!"

Wilhelm spitzte freudig die Ohren, ließ sie aber sofort wieder sinken, als sich Wellach an ihn wandte.

„Und Du, Wilhelm, Hausknecht im blauen Hirsch, bist vervehmt und verfeindet, ehrlos, machtlos, siegellos, gethan in Acht und Aberacht, bis Du Dein Verbrechen gesühnt, das heißt die Luise Knospe geheirathet hast, was geschehen muß bis zur neunten Woche von heute. Und nun schwöre!" Er nahm ein Buch zur Hand und schlug es auf, es war zufällig der Band eines Konversationslexikons und las was er eben aufschlug im beschwörenden Tone: Qui vivra verra. Quod licet Jovi, non licet bovi. Quod non est tn actis, non est in mundo. Quod capita tot sensus.. Das gelobe und schwöre ich zu halten bei Gott und seinen Heiligen, bei meiner Seele Seligkeit, bei Allem, was mir heilig, hoch und hehr, werth und theuer. Und mich sollen treffen die furchtbarsten Strafen, wenn ich den Eid breche. Mein Leib soll verdorren, mein Kopf soll sein eine Beute der Vögel, meine Arme sollen Insekten fressen und meine Beine Amphibien. Verschwärzen will ich bei lebendigem Leibe! Ibet, Tibet, Kalaweika Schlamassel! Amen!"

Wilhelm sprach mit bebenden Lippen den Unsinn nach. Als er das Amen gestammelt hatte, wurde ihm wieder die Mütze über die Augen gezogen und er ein Stück weggeführt, und zwar auf eine Versenkung. Das war einer der Haupteffekte und mußte den armen Kerl völlig blödsinnig machen. Geschehen konnte ihm nichts, denn seine beiden Führer fuhren mit in die Tiefe und hielten ihn fest.

„Fort mit ihm!" rief der Freigraf. Die Arbeiter setzten die Versenkung in Bewegung, und Wilhelm verschwand, ein klägliches Geheul ausstoßend, in der Tiefe. Oben aber übertönte die bringen werde. Leider war mir dies nur zum kleinsten Theile gestattet, denn kaum daß Wilhelm die Ladung, den Dolch und die drei Späne gesehen, als er mit zitternder Hand das Schreiben von dem Dolch löste, es, scheu um sich blickend, in die Tasche schob und, wie von Furien gepeitscht, davonstürzte. Sein Gesicht war leichenblaß, und sein ganzer Körper zitterte.

Aber das schien mir noch nicht genug; am Nachmittag des anderen Tages ging ich wieder in den blauen Hirsch und fragte Wilhelm, ob er nicht wisse, wo man die Vehmleiche hingebracht habe.

„Vehmleiche?" stotterte Wilhelm, und seine Lippen wurden blauer als der Hisch über der Thür des Gasthauses.

„Na ja," entgegnete ich im gleichgiltigen Ton, „man hat doch im Forst Einen in einer Weidenschlinge mit dem G. G. St. St. der Vehme gefunden. Er soll der Ladung nicht gefolgt sein. Ja, wenn Einer das thut, der ist unrettbar verloren!"

Wilhelm wollte antworten, aber er brachte kein Wort heraus, sein Unterkiefer schlug nur zweimal an die obere Zahnreihe an, dann fiel er, nach Athem ringend, schwer auf seinen Sitz zurück.

„So wahr meine Seele lebt," flüsterte ich mir selbst zu, „der kommt!"

Die Kollegen waren inzwischen auch nicht müßig gewesen. Wellach, der erste Held und Liebhaber, der bei jedem Unsinn, mochte er sein, wie er wollte, der Erste war, hatte die Sache in die Hand genommen. Mittwoch Abends nach der Vorstellung ging es los.

Nie haben in der Südsee gescheiterte Nordpolfahrer eifriger an dem ihnen Rettung verheißenden Floß gearbeitet als wir an der Herrichtung der gewünschten Dekoration. Wellach leitete das Ganze. Die Haupttheile der Ausstattung bot die Vehmgrotte aus Käthchen von Heilbronn, aber auch aus dem Freischütz und Tell hatten besondere Versatzstücke Verwendung gefunden. Der Vorhang war herabgelassen. Eine Walddekoration, die mit großer Mühe darüber angebracht war, verbarg die graue Leinwand den Augen des Beschauers. Summa Summarum, die Bühne bot, als um dreiviertel Zwölf das Werk vollendet war, das Bild einer düsteren, von Felsen und himmelhohen Bäumen eingeschlossenen Waldgegend, deren Hintergrund eine finstere, unheimliche Grotte bildete. In dieser Grotte saßen, in schwarze Talare gehüllt, Masken vor den Gesichtern und Kapuzen auf den Köpfen, drei Vehmrichter hinter einem schwarzverhangenen Tisch, auf welchem zwischen zwei spärlich brennenden Kerzen ein Kruzifix, ein Todtenschädel und zwei gekreuzte Dolche lagen. Vor der Höhle trieb sich allerlei Volk umher. So traf es Wilhelm, als er kurz nach Zwölf, von zwei Schöffen darstellenden Kollegen geführt, vor dem Freigrafen erschien. Man hatte ihm nicht die Augen verbunden, sondern eine Mütze über's Gesicht gezogen. Der arme Kerl war leichenblaß und halb blödsinnig vor Angst, sonst hätte es ihm schlechterdings auffallen müssen, daß, während draußen tiefer Schnee die Erde in ein Leichentuch gehüllt, hier die schönsten grünen Bäume im üppigsten Laubreichthum prangten; aber ich glaube, er sah und hörte nichts.

Er wurde vor die Höhle geführt, der Freigraf will eben sprechen, da erhellt ein blendender Blitzstrahl auf einmal grell die düstere Gegend, ein furchtbarer Donnerschlag folgt der blendenden Erscheinung.

Entsetzt fahren wir alle auf. Der Blitz stand nicht auf dem Programm, das war ein Extraspäßchen von unserem Theatermeister. Wellach faßte sich denn auch bald, erhob sich und begann:

„Wir Richter des hohen heimlichen Gerichts, die wir, die irdischen Schergen Gottes, Vorläufer der geflügelten Heere, die er in seinen Wolken mustert, den Frevel aufzusuchen da, wo er, in die Höhle der Brust gleich einer Molche verkrochen, vom Arm weltlicher Gerechtigkeit nicht getroffen werden kann, wir rufen Dich, Karolus Iluap, ehrsamen und vielbekannten Bürger dieser Stadt, auf, Deine Klage anzubringen gegen Wilhelm, Hausknecht im blauen Hirsch; denn dort, auf den ersten Ruf der heiligen Vehme von des Vehmherolds Hand drei Späne mit dem Gerichtsdolch aus dem Thor seiner Kabuse geschnitten, Deinem Gesuch gemäß ist er erschienen und fragt: ‚Was willst Du'?"

Rrrr wumm bautz!—Ein neuer Blitz und Donnerschlag ließ das Haus erbeben und erhöhte sichtlich die Wirkung der Rede. Diese selbst war aus Käthchen von Heilbronn und an mich gerichtet, der ich für Luisen als Kläger auftrat. Ich hatte mich als Jubelgreis schönstens hergerichtet, langes weißes Haar floß auf meinen Schultern hernieder, während ein wallender weißer Bart bis zum Gürtel reichte. Mein Name wurde verkehrt ausgesprochen. Luise war nur halb unterrichtet. Ich trete also vor und will eben sprechen, da auf einmal, ich denke, wir fahren gleich alle in die Luft, saust die wilde Sau aus dem Freischütz, vorn und hinten Feuer speiend, mit fürchterlichem Geprassel über die Bühne.

Das war das zweite Späßchen des Theatermeisters. Wir waren alle erschrocken, und auf vielen Gesichtern lag Blässe. Wilhelm blickte entmenscht.

Dennoch mußten wir vorwärts kommen und durften unserem Opfer keine Zeit zur Ueberlegung geben. Ich erhob daher meine Anklage:

„Ihr hohen, heiligen und geheimnißvollen Herren, ich stehe hier und schnell in Bewegung gesetzte Donnermaschine unser schallendes Gelächter.

Nicht neun, sondern nur vier Wochen dauerte es, da standen Wilhelm und Luise vor dem Altar.

Als sie, aus der Kirche kommend, ihr neues Heim aufsuchten und sich mit den geladenen Gästen zum Hochzeitsschmaus niedersetzten, da fand Wilhelm auf einmal unter seinem Teller ein Schreiben. Niemand wußte, wer es da hingelegt, denn die Wohnung war verschlossen, als die Trauung in der Kirche stattfand. Als er es erbrochen, erbleichte der junge Ehemann, die Zeichen der Vehme, G. G. St. St., grinsten ihm entgegen, er faßte sich aber schnell, und sein Gesicht nahm sogar einen zufriedenen Ausdruck an, denn in dem Briefe stand, daß Acht und Aberacht aufgehoben und er gänzlich frei und schuldlos sei—so lange er seine Frau gut behandle. Der letzte Passus verschnupfte ihn ein wenig, ohne ihn indeß zu ängstigen; warum sollte er Luise schlecht behandeln? sie war ja brav und fleißig, und er hatte sie in der letzten Zeit aufrichtig lieb gewonnen; aber die Bevormundung behagte ihm nicht, er witterte den Pantoffel, gestützt durch eine höhere Macht. Und mit der war nicht zu spaßen, das sah er wieder an der geheimnißvollen Beförderung des Briefes. Wer mochte den in das verschlossene Zimmer gebracht haben? Armer Wilhelm, und wenn Du Dir noch so sehr den Kopf zerbrichst, Du wirst doch nie erfahren, daß es Deine eigene junge Frau gewesen ist.

Eine Künstlerehe.

Als Sarah Bernhardt ihren vor einigen Jahren verstorbenen Gatten, den Schauspieler Damala, kennen lernte, wollte dieser nicht viel von ihr wissen, doch je kälter er wurde, desto heißer entbrannte ihre Liebe zu ihm, und sie griff zu den unglaublichsten Mitteln, um den Widerstrebenden in ihre Netze zu ziehen. So erhielt der Schriftsteller Victorien Sardou eines Tages nach Nizza folgendes Telegramm:

„Sofort Damala verhaften lassen. er hat mir sechstausend Francs entwendet.

Sarah Bernhardt."

Sardou, der Sarahs Excentrizitäten kannte, nahm die Sache nicht allzu ernst, steckte die Depesche in die Tasche und begab sich in den Kurpark. Dort traf er zufällig den Polizeikommissär, dem er von dem Telegramm, das er erhalten, Mittheilung machte.

„Ich habe auch ein solches Telegramm bekommen," ruft der Beamte und weist eine ebensolche Depesche vor. „Was sollen wir thun?"

„Nichts! Abwarten!" versetzte Sardou; „ich kenne Sarah Bernhardt; sie wechselt ihr Ansichten und Pläne wie die Kleider. Warten wir die Sache ruhig ab, um so mehr, da Damala ja noch gar nicht in Nizza eingetroffen ist."

Sardou hatte Recht gehabt, denn sechs Stunden später lief folgendes Telegramm der Sarah Bernhardt ein:

„Ich widerrufe! Damala nicht verhaften. Ich heirathe ihn. Trauung findet in London statt."

* * *

Sechs Monate später erkannte bereits das Pariser Gericht auf Trennung der Ehe zwischen den beiden Gatten.

Gefärbte Pferde. Esel, Maulthiere und vor Allem Pferde wurden früher, wie fremdartig uns auch jetzt der Gebrauch berührt, vielfach gefärbt. Das Färben geschah zur Verzierung. In einer mittelhochdeutschen Dichtung erscheint ein schneeweißes Pferd, dem die Mähne und das linke Ohr hochroth, das rechte Ohr kohlschwarz gefärbt war. Ueber den Rücken bis zum fahlen Schweife lief ein schwarzer Streifen. Ein anderes Pferd war auf der linken Seite weiß und zwar so blendend, daß Niemand lange darauf sehen konnte, auf der rechten Seite war es ganz schwarz. Da, wo beide Farben zusammentrafen, also über die Nase, zwischen den Ohren durch und über den Kamm, endlich über Rücken und Brust zog sich ein grasgrüner Streifen einen halben Finger breit, ebenso um die Augen. Das eine Ohr war schwarz, das andere weiß, um ersteres ging ein weißer Ring, um letzteres ein schwarzer. Auch das Stirnhaar war zur Hälfte weiß, zur Hälfte schwarz. Ein drittes Pferd erschien noch bunter: das linke Ohr und die Mähne schneeweiß, das rechte Ohr und der Hals rabenschwarz, das Haupt, ein Bein und ein Bug roth, ein Bein und der andere Bug goldgelb. Ein wunderlicher Anblick! Wolfram v. Eschenbach nennt solche bunte Pferde drachenfarbene Rasse. Die Sitte, Pferde zu bemalen, stammt wahrscheinlich aus dem Orient und bürgerte sich durch die Kreuzzüge ein.

Emil Devrient spielte einmal den „Tell," oder wie sich der damalige gefürchtete Dresdener Kritiker Dr. Lederer in seiner Rezension ausdrückt, den „Herrn von Tell." Als Devrient-Tell die Worte sprach: „Wär ich besonnen, hieß ich nicht der Tell," rief der Kritiker Dr. Lederer ganz laut und vernehmbar: „Falsch! Er muß sagen: Wär ich bei Sinnen, spielt ich nicht den Tell." Emil Devrient war inzwischen Ehrenmitglied des Dresdener Hoftheaters geworden und spielte den Carl Moor. Dr. Lederer sagte: „Er hat gespielt, wie wenn er nicht der Hauptmann von der Räuberbande, sondern so zu sagen—nur ein Ehrenmitglied derselben wäre."

Ritter Blaubart.

Die alte Sage vom Ritter Blaubart, welche auf das Kindergemüth einen solch unauslöschlichen Eindruck hervorbringt, ist keineswegs ein bloßes Gebilde der Phantasie, sondern der Held desselben ist eine historische Persönlichkeit, dessen grausame Thaten allerdings in einer anderen Richtung liegen, als die Mythe uns überliefert hat. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte in Nordfrankreich ein Edelmann Namens Gilles de Rais, dessen Familie bedeutenden Einfluß hatte. Dieser Ritter führte wegen der schwarzblauen Farbe seines Bartes den Beinamen „Blaubart," er besaß reiche Güter an der Loire und zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit in den Feldzügen Karls des Siebenten aus, seine große Verschwendungssucht aber stürzte ihn in's Unglück. Um seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen und seiner gleichfalls untergrabenen Gesundheit wieder aufzuhelfen, nahm er die vermeintlich zauberkräftige Kunst der Alchimisten in Anspruch. Besonders ein italienischer Alchimist, Francesco Prelati, redete ihm ein, er könne seine Kraft und Gesundheit durch Bäder in Kinderblut wieder herstellen. Für diese fürchterlichen Bäder hatte er nach und nach auf sein Schloß Champtore an der Loire, dessen Trümmer noch heute zu sehen sind, eine große Anzahl von Kindern, man spricht von hundertundvierzig bis hundertundsechzig, theils mit Gewalt, theils durch List gebracht. Als schließlich sein scheußliches Treiben an den Tag kam, wurde er 1440, erst sechsunddreißig Jahre alt, bei lebendigem Leibe verbrannt.

Das ist die historische Unterlage der Blaubartsage, daß aber Blaubart, wie die moderne Sage berichtet, wiederholt seine Frauen ermordet habe, ist geschichtlich nicht nachweisbar. Es scheint vielmehr, daß auf den historischen Blaubart die Erzählungen von dem bretonischen Weibermörder Comor, Grafen von Poher, übertragen worden sind, dessen Name und Thaten fast tausend Jahre früher in sagenhaften Erzählungen erwähnt werden. Er war nach der Ueberlieferung ein einsam in seinem Bergschlosse lebender Dynast, der ein Weib nach dem anderen heirathete und ermordete. Als er es aber zuletzt bei der schönen Trifine ebenso gemacht, ereilte ihn die Rache, indem er von einem früheren Verehrer der Ermordeten getödtet worden sein soll. Auch andere Einzelheiten der modernen Blaubartsage sind bereits in der Erzählung von Trifine enthalten, zum Beispiel wie sie ihre Verwandten um Hilfe angeht, nachdem sie die Gefahr erkannt und entdeckt hat, daß Blaubart seine früheren Frauen ermordet habe. Nach der alten Sage macht Trifine diese Entdeckung dadurch, daß sich die Gräber der vier ermordeten Frauen öffnen und die Leichen sich erheben. Jede hat das Messer, den Strick oder ein anderes Instrument, womit der Mord ausgeführt wurde, in der Hand. In der modernen Form der Sage ist dagegen diese schreckliche Szene durch die bekannte Episode ersetzt, in der ein verbotenes Zimmer die Hauptrolle spielt. Die alte Sage von Trifine endigt ferner damit, daß ihr Gatte sie in den Wald verfolgt und ihr den Kopf abschlägt. So erhält die Blaubartsage, obwohl das meiste davon nur Legende ist, doch einen großen historischen Werth. Denn die Anschauungen, welche darin zu Tage treten, charakterisiren die Menschen jenes Zeitraums, welchem, neben den edelsten Bestrebungen einer neu erwachenden Kultur, Gift und Dolch der Borgia ihren Stempel aufgedrückt haben.

Vom alten König Ludwig von Baiern erzählt man eine hübsche Geschichte. Bei seinem Sohn, dem Prinzen Adalbert spielten die Hofdamen öfters Privattheater, der Prinz zog aber manchmal auch eine königliche Hofschauspielerin in's Spiel, um der Darstellung mehr Sicherheit zu verleihen. So war auch einmal eine der allerbeliebtesten und bestberufenen Künstlerinnen zu solcher Aushilfe gebeten worden und hatte freundlichst zugesagt. Als sie jedoch im Damencerkle erschien und die Prinzeß sie vorstellte, legte eine der Damen sofort ihre Rolle nieder, denn sie spielte mit keinem „Theatervolk!" Alles war empört, doch ließ sich nicht gut sofort etwas erwidern. Aber der Prinz Adalbert erzählte diesen Affront seinem Vater. Einige Tage darnach sah dieser jene Gräfin auf der Straße gehen. Er lief ihr nach, sie laut beim Namen rufend, und holte sie auch richtig ein, indem er sie laut und lachend ansprach, während all' die Fußgänger stehen blieben und zuhörten: „Habe gehört, liebe Gräfin! Sehr recht gethan! Nicht mit Hofschauspielerinnen agiren wollen! Man muß auf seine Geburt halten! Ihr Großvater selig war Kutscher bei Napoleon, Sie sind aber Gräfin! Das ja nie vergessen! Kutschersenkelin darf sich nicht enkanailliren mit Hofschauspielerin! Adieu, liebe Gräfin!"

Vom ewig Weiblichen.

Die Neugierde der Frauen ist oft stärker, als ihre Nerven.

Der sich blos sehen läßt, der Pfau,
Doch hören nicht, gefällt:
So geht's auch mancher schönen Frau,
So lang den Mund sie hält!

Das Weib fühlt sich erst dann ganz, wenn es sich als bessere Hälfte fühlen kann.

Ach, wie gut ist's, daß die Frauen
Wirklich selten zu ergründen,
Denn wie oft wär' auf dem Grunde
Trotz des Spähens—nichts zu finden.